Der Erbsohn

Ein Bauernroman von Hertha Lindenblatt

10. Fortsetzung.

20.

Jahre kommen und gehen, schwere Jahre.

Dem trocknen Frühjahr folgen dürre Sommer. Notreif werden die Früchte eingebracht. So etwas ist seit Menschengedenken nicht geschehen und wird zur Alltäglichkeit.

Gottes Hand ruht schwer auf den Leuten von Birkfelde, am schwersten aber auf dem Birkhofe.

„Das ist die Strafe für die begangene Schuld!"

Die Muhme Lene spricht das Wort, leise und verstohlen zuerst und allmählich immer lauter, bis sie es den Leuten in die Ohren schreit.

„Gott sucht die Sünde der Väter heim an den Kindern!"

Wie eine Irrsinnige erscheint sie oft und hebt den Finger drohend zum Birkhof auf.

Der Knabe, der im Birkhof aufwächst, hat nichts von den Birks.

„Ein Huber ist er!" murmeln die Leute und schütteln den Kopf. „Er wird die Stina aus dem Hof verdrängen!"

Die Muhme Lene wiegt den Kopf und legt die Karten.

„Der nicht!" sagt sie; aber niemand weiß, wie sie das meint.

Stina ist ihres Bruders Kindsmagd. Manch hartes Wort fliegt ihr an den Kopf um seinetwillen. So weit sie kann, entfernt sie sich mit ihm vom Hof. Der Eltern laute, harte Stimme bereiten ihr Pein.

Selten ist es, daß Bauer und Bäuerin ruhig miteinander reden. Meistens treibt ein böses Wort das andere. Auch Schläge hört man fallen. Bald schlägt der Huber die Frau, bald schlägt sie ihn. Dann flieht das kleine Mädchen, so weit es kann, und der Knabe weint. Auch er hat manchen Schlag empfangen.

„Die Leute haben doch nicht recht, wenn sie sagen, daß er ein Huber ist. Er ist von weicher Art, darum tut jeder Schlag ihm doppelt weh.

Die Anne Huber bereut lange, daß sie sich mit dem Huber einließ. Sie weiß ganz gut, daß er ihr noch viel weniger treu ist, als sie dem Konrad war. Halbe Tage und ganze Nächte ist er in der Stadt und betrügt sie mit fremden Frauen. Was gilt ihr das! Aber sie hätte ihn längst von Haus und Hof gejagt, wenn sie ihn nicht fürchtete.

Mit dem Hofe geht es abwärts, seit der Gewinn mit Spiel und Tand verbraucht wird. Früher verstand die Bäuerin selbst das Sparen nicht. Jetzt ist ein Verprassen auf dem Hof wie nie zuvor. Dazu noch die schlechten Jahre, in denen von Gewinn gar nicht die Rede war. Wo soll das einmal hin?

Jetzt merkt die Huberin, was Sorgen sind, und keinen hat sie, den sie einmal fragen kann, wenn sie nicht ein und aus weiß. Niemand ist im Dorf, der freundlich zu ihr steht, von dem sie einen Rat erbitten könnte.

Nur eine drängt sich ab und zu in des Birkhofs Nähe herum und murmelt wirre Worte von Schuld und Strafe; die Muhme Lene. Es wäre nicht nötig, daß sie immer neu die Worte spräche. Der Huberin folgen sie schon vom ersten Mal in Wachen und Träumen nach, vor allem das Wort von der Sühne an den Kindern. Mit Angst sieht sie oft den Kindern nach, wenn sie vor ihr fliehen. Vor allem um den Knaben ist ihr Angst, als spräche eine Ahnung in ihrer Brust, daß er zu erst zur Rechenschaft gezogen werden wird.

Stina ahnt von den Gedanken der Mutter nichts. Nach dem Bach ist sie mit Bruder Georg geflüchtet. Dort vergessen die beiden alle Not. Freilich vom Bach ist nicht mehr viel da. Ihn hat die Sonne ausgetrunken bis auf ein dünnes Rinnsal.

Heute sticht die Sonne den ganzen Tag lang mehr denn je, und in der Ferne rollt es dumpf. Ein Wetter naht. Sollte es den Regen bringen, den man weit und breit seit Monaten mit Sehnen erwartet?

Die Kinder kennen fast keinen Regen mehr und kein Gewitter. Sorglos spielen sie auf dem Anger, auf dem die Jugendherberge steht. Näher kommt das Grollen. Jetzt steht das Wetter über ihnen. Stina wundert sich wohl ein wenig, daß es plötzlich so dunkel wird; aber sie fürchtet die Dunkelheit nicht. Sie fürchtet überhaupt nichts und niemand als Vater und Mutter.

Aber jetzt ein Blitz — ein Schlag! Stina liegt am Boden, als wäre sie umgeworfen worden, und der Knabe schreit vor Jammer auf.

Im selben Augenblick eilt man vom Rabelhof hernieder, strömt man vom Dorf heran. Jeder sah den Blitz, der in die Eisenkate fuhr, an der Mauer niederglitt und das kleine Mädchen fällte.

Christine Goldner ist die erste, die das Kind erreicht und neben ihm am Boden kniet.

„Der Blitz hat sie erschlagen!" jammert sie und merkt dann doch, daß nur der Schreck sie lähmte.

Der Knabe ist unversehrt. Es trägt ihn jemand der entsetzten Mutter zu. Auf Christels Wunsch trägt man Stina in den Rabelhof. Ihr gilt die allgemeine Teilnahme, und irgend jemand treibt seine Pferde im Wetter gen Hausdorf, um den Arzt zu holen.

Das Kind des Konrad Birk ist in Gefahr. Es muß gerettet werden, darüber ist sich jeder klar. Niemand gibt derweilen auf die Backkate acht, die neue Jugendherberge. Und plötzlich gellt der Ruf aus vielen Kehlen:

„Die Kate brennt!"

Aller Augen schauen zurück, und alte Herzen bezeugen, die Wahrheit dessen, was die Muhme Lene sagt:

„Gott hat gerichtet!"

Niemand rührt die Hand, um noch zu retten, was doch nicht mehr zu retten ist und nicht gerettet werden soll nach des Höchsten Rat.

Vom Dachfenster des Sonnenhundes aus sieht Rosemarie die Flammen zum Himmel steigen. Da denkt sie des Gesichtes, das sie hatte, als sie aus der Kate schieden, und weiß, daß ihr Vaterhaus verbrennt. Sie faltet die Hände und steigt aus dem Bodengeschoß herab.

„Die Jugendherberge brennt!" sagt sie den Eltern. „Gott hat gerichtet. Er leidet nicht, daß der Armen Gut ein Raub der Reichen werde. Er ist gerecht."

Da falten auch die beiden Alten die Hände und danken Gott von Herzen, daß sie noch ein Dach über dem Haupte haben und nicht in diesem Augenblick mit der Kate zugleich verbrennen müssen.

„Gott will uns noch nicht haben," spricht Mutter Fränze. „Wer weiß, was er noch mit uns vorhat!"

Daß ihr Enkelkind in dieser Stunde in Lebensgefahr war, ahnen sie nicht, sonst würde ihr Dank noch heißer sein.

Stina schlägt die Augen auf, noch ehe der Doktor da ist; aber der helle Strahl hat sie verwirrt. Sie weint vor Angst und Grauen. Liebreich nimmt des Schulzen Töchterlein sie in ihre Arme.

„Weine nicht, du Süßes! Du bist nicht mehr allein. Vaterle, wir lassen sie auch nicht mehr fort. Ich hab sie mir aus dem Wetter herausgeholt, ich geb sie nicht mehr her."

So heißes Flehen spricht aus den Augen seiner jungen Tochter, daß der gute Vater nicht widerstehen kann und Gewährung nickt.

„Sofern die Huberin nichts dawider hat, darf Stina bleiben," erwidert er; denn auch er fühlt tiefes Mitleid mit dem vaterlosen Kinde, das im Birkhof keine guten Tage sieht.

„Was sollte sie dawider haben!" äußert Friedrich Steiner, der vor wenigen Tagen seine Lehrerprüfung mit Glanz bestand. „Sie macht sich aus dem Mädchen nichts. Ihr gilt der Junge mehr, der Birkhoferbe."

Ueber Jakob Goldners Antlitz breitet sich ein Schatten aus bei Friedels letztem Wort; aber er sagt nichts dazu und streicht nur mit leiser Hand über Stinas Kopf, als wollte er sagen:

„Ich werd dein Recht schon wahren, wenn es an der Zeit ist."

Und dennoch irren beide, in der Annahme, daß die Huberin für Stina nichts fühlt. Sie macht sich mehr aus ihr, als sie zeigen mag und kann aus Furcht vor ihrem Mann. Hat er nicht neulich das Mädchen hart geschlagen, weil ein einziges gutes Wort für Stina aus dem Munde der Mutter kam? Und die Kleine hat das Wort garnicht verstanden und begriff noch weniger, warum sie Schläge bekam. O doch, der Anne liegt recht viel an Konrads Tochter, so viel, daß sie nachts oftmals heiße Tränen weint, weil sie das Kind ihr Gefühl nicht merken lassen darf und hart sein muß, wenn sie liebreich sein möchte. Deswegen geht sie willig auf des Schulzen Vorschlag ein, Stina im Rabelhof zu lassen, damit sie gemeinsam mit dem Buchner Christoph ihren ersten Schulunterricht empfangen könnte.

Daß Stina schulpflichtig geworden ist, hat die Huberin noch garnicht bedacht. Doppelt dankbar muß sie dem Rabelhofer sein, daß er ihr den Weg ebnet.

„Jetzt habt ihr beide eure Arbeit," wendet Jakob sich nachher an Friedel und Christine, die einzigen von seinen Kindern, die im väterlichen Hof geblieben sind. „Die Christel kann die Kleine pflegen, und Friedel sorgt für den Unterricht und zeigt uns seine Kunst."

Beide sind sehr zufrieden mit diesem Bescheid und wissen, daß sie ihr Bestes tun werden.

Der Rabelhof, der einst so reich an Töchtern war, daß er der fremden Mägde nicht bedurfte, ist jetzt arm daran. Die Rosnersöhne haben sich unlängst die erwählten Frauen aus dem Hof geholt, und Jakob hat nicht nein gesagt, weil die Bedingungen, die er damals stellte, erfüllt wurden. Die Hanne ist ein Jahr zuvor des Müllers zweite Frau geworden und hat damit kein schlechtes Los gezogen. Er freilich auch nicht, denn er konnte keine bessere Mutter für sein Häuflein Kinder finden, und daß die Hanne schaffen kann, das weiß er, seit sie im Straußhof der Bäuerin beisprang.

Der Einwurf, daß der Rabelhof nicht ohne Töchter sein könne, ist nichtig geworden. Annemarie beweist, wie gut sie mit Dienstmädchen fertig wird. Freilich sind sie auch nie lange fremd. Im Schulzenhof muß jeder heimisch werden, ob er will oder nicht, und daß der Dienst den Mädchen dienlich ist, das hat die Lijanne gezeigt, die dazumal aus dem Birkhof ging. Sie ist nicht lange Magd geblieben. Des Türmers Sohn hat sie nach Fuchsdorf geholt.

Zuweilen neckt der alte Wolf, der inzwischen noch etwas älter geworden ist, den Schulzen:

„Neugierig bin ich doch, wer Euch das letzte Mädel aus dem Hause holt!"

Den Bauer sticht die Rede nicht an.

„Ich kanns erwarten, Wächter, und das Mädchen auch."

Ja, Christine kann es gut erwarten; sie ist ja noch so jung und seit sie die Stina Birk bei sich hat, ist sie vollkommen glücklich.

In Jakob Goldner reift indessen ein Plan. Den Anger wird er kaufen, auf dem die Backkate stand. Der Boden war damals nicht mitverkauft worden. Er ist immer noch dem Birkhof eigen, und daß die Huberin ihn verkauft, dessen ist er sicher, ist doch der Hof verschuldet wie keiner in der Gegend sonst.

„Dort bau ich eine Schule," sinnt der Bauer, „in der mein Friedel herrschen soll. Und wenn sie fertig ist, dann kann der Enkel Fritz Rabels ruhig kommen, dann habe ich nichts mehr zu sorgen und zu schaffen."

21.

Als wollte der Himmel den Regen nachholen, den er bisher versäumte, so regnet es seit Wochen. Wolkenbrüche gehen nieder. Die Wasser haben keinen Abfluß mehr; sie sammeln sich an den tiefer gelegenen Orten wie in früherer Zeit. Die Wasserkunst des fremden Erbauers versagt. Sind die Röhren während der langen Dürre geborsten? Oder lief ein Fehler unter in dem großen Röhrennetz? Niemand kann es sagen, und niemand fragt danach. Die Gruben füllen sich mit Wasser. Die Lachen und Tümpel sind wieder da.

„Wir haben unser Geld umsonst verschwendet," spricht irgend jemand, und ein anderer stimmt bei:

„Ja, das ist wahr. Aber Gott sei Dank, es gibt noch Wasser! Es kann noch regnen."

Im Herzen gibt jeder lange schon dem Schulzen recht; aber niemand sagt es laut. Wozu auch! Ein andermal wird jeder sich der besseren Einsicht des Rabelhofers beugen.

Der Birkhof, der am tiefsten liegt, muß die meisten Wasser aufnehmen. Das gibt mühevolle Arbeit, und die Laune des Bauern ist schlechter denn je. Jetzt kann er nicht Tag um Tag zur Stadt, wohin die Lust ihn treibt, jetzt muß er sorgen, daß das Wasser nicht in Stall und Scheune rinnt. Im Keller steht es schon einen halben Meter hoch. Die Jauchegrube reißt er auf, die bisher sorglich gedeckt war, damit nicht unversehens ein Mensch hineingerät. Gurgelnd verschwinden zuerst die Wasser, aber bald bleiben sie stehen und bleiben noch, als anderswo die Wasser schon versickern und verdunsten.

Der Bauer denkt nicht mehr daran, die Grube wieder zu schließen. Sobald die Macht des Wassers nachläßt, fährt er zur Stadt.

Der kleine Georg hat seine Freude an dem Wasser. So etwas gab es bisher in seinem Leben nicht nicht. Vorhin sah er den Vater fortfahren. Jetzt ist er sicher auf dem Hof vor bösem Wort und Schlag. Schnell holt er seinen kleinen Kahn aus Kiefernborke, den ihm der Knecht geschnitzt hat. Viele Tage hat er sich mit dem Schiffchen schon vergnügt, wenn er allein war auf dem Hof. Da war das flache Wasser nicht gefährlich. Jetzt kommt das Kind mit seinem Spielzeug der Jauchgrube immer näher. Eben sieht er sein Schifflein in dem braunen Loch verschwinden. Das ist dem Kleinen nicht recht. Er streckt die Arme vor, um es vor dem Untergang zu retten, und kommt dem Rande zu nahe.

Ein Todesschrei durchdringt die Luft!

Kam er von dem entsetzten Kinde, das plötzlich den Halt verlor und in die Tiefe stürzte? Stieß ihn die Mutter aus, die am Fenster stand und den Knaben stürzen sah?

Im Augenblick sind viele Hände da, das Kind zu retten. Mit einigen Stangen zieht man es nach einiger Mühe aus dem Loch.

Jetzt holten die schnellsten Pferde den Arzt nicht schnell genug herbei und die besten hat der Huber mit.

Wie ein Lauffeuer geht die Kunde durch das Dorf, daß der Knabe des Birkhofs in der Jauchgrube ertrunken sei. Der Friedel aus dem Rabelhof ist der erste auf dem Platz, aber er weiß auch recht gut, daß nicht viel zu retten sein wird. Wie leblos liegt der kleine Körper auf dem Boden. Sofort setzen unter des Junglehrers Leitung die Wiederbelebungsversuche ein, die auch nach geraumer Zeit mit Erfolg gekrönt sind. Der Knabe atmet wieder; aber als der Arzt nach Stunden kommt, liegt das Kind in schwerem Fieber und ringt nach Luft. Die Luftwege sind durch den Schmutz verstopft.

Dr. Reiter zuckt die Achseln. Er wird tun, was er kann; aber viel Hoffnung hat er nicht.

Zur selben Zeit, als im Birkhof eine junge Kindesseele um das Leben kämpft, rüstet die ehrwürdige Mutter des Rabelhofes zum letzten Abschied. Eine ihrer Besucherinnen war in den jüngstvergangenen Tagen die alte Birknerin. Da kam die Sehergabe über die schwache Greisin.

„Nachbarin," haucht sie. „Die Zeit des Leidens ist bald aus. Ihr werdet hochgeehrt in Euer Eigentum zurückkehren. Ich seh eine Flamme über den Birkhof gehen. Sie wird verbrennen, was nicht Euer ist."

Danach begehrt sie die Kinder zu sehen, und sie bringen ihr den Urenkel Christoph Buchner und die kleine Stina Birk. Ihre Hände legt die Scheidende auf die unschuldigen Häupter und lächelt wissend. Aber gleich schüttelt sie den Kopf. Man hat sie nicht verstanden.

„Die Kinder wollt ich sehen, den Friedel und die Christel!"

Schon lange hat die Ahne mit scharfem Auge erkannt, daß es zwischen den beiden nicht mehr so ist, wie es in vergangenen Tagen war. Sie gehen einander aus dem Wege und hatten doch sonst so viel zu reden, wenn sie beisammen waren, so oft der Bursch auf Ferien kam. Daß es nicht am Friedel liegt, wenn es jetzt anders ist, spürt die Greisin auch.

„Kommt, setzt euch her! Ich will noch einmal mit euch reden. Singt mir das Lied. Ich hörte es so gern."

Der Friedel sieht die Christine an, Christine ihn. Der Großmutter Lieblingslied stimmen sie an, so schwer es ihnen wird.

„Laß mich gehen, laß mich gehen, daß ich Jesum möge sehen!"

„Nein," wehrt die Greisin ab, „so weit ist es noch nicht. Mein Lied sollt ihr mir singen, wenn es zu Ende mit mir geht. Jetzt hab ich noch etwas zu schaffen. Euer Lied will ich hören. Wissen will ich, ob ihr es noch miteinander singen könnt."

„Das Heckenrosenlied?" spricht das Mädchen mit roten Wangen. „Großmutter, es ist ja Herbstzeit, und keine Heckenrose blüht."

„Da muß ich aber meine Laute holen," sagt der Bursche und eilt hinaus.

Mit blanken Augen kommt er wieder und sieht Christine, indem er in die Saiten greift.

Was für Gedanken da durch seine Seele ziehen.

„Es kam ein Knab gezogen, wohl in die Welt hinaus. . . ."

Ein Bann liegt auf den beiden jungen Menschen. Sie singen das Lied nicht mehr wie in den vorigen Tagen mit ernsten Kindergesichtern und voller Inbrunst. Es ist etwas Neues in ihnen, das sie nicht fassen können; aber es macht sie unfrei, besonders das Mädchen. Kurz vor dem Ende bricht Christine ab und eilt hinaus.

Die Greisin nickt mit dem Kopf. Sie hat es garnicht anders erwartet, kennt sie sich doch am besten in der Enkeltochter aus.

„So ist sie jetzt immer", klagt der Bursche. „Wir können gar nicht mehr mit einander singen. Sie mag mich nicht mehr, wie früher. Es ist ihr leid geworden, daß der Vater mich in den Hof geholt hat."

Die Greisin lächelt still.

„Bub, das ist es nicht. Aber du verstehst die Christel jetzt noch nicht. Das tut nichts. Es wird schon anders werden mit Euch beiden. Bist du ihr denn noch ebenso gut, wie du ihr warst?"

Des Burschen Augen leuchteten in reinem Feuer.

„Ach, Großmutter, vielleicht noch besser als zuvor."

„Ei, Bub, dann grämt dich nicht. Das andere wird schon werden."

Rückenschmerzen

bedeuten Nierenstörungen. Gin-Pillen geben sofortige, dauernde Linderung, weil sie direkt aber schonend auf die Nieren einwirken — lindern, heilen und stärken dieselben. Eine Schachtel für 50¢ in allen Drogerien erhältlich.

Eine Schwäche überkommt die Greisin. Sie sinkt in halben Schlummer. Friedel bleibt regungslos an ihrer Seite und prägt ihr stilles Antlitz immer tiefer seinem Herzen ein. In ihrer Nähe hatte seine Seele immer Frieden, auch damals schon, als er als dreizehnjähriger Bub zum erstenmal im Rabelhof Einkehr hielt mit seiner Laute, seinem einzigen Besitz. Verstanden fühlte er sich von ihr auch ohne Worte. Und war es nicht heute wieder so? Die Gedanken, die ihn seit Wochen quälen, die Großmutter las sie aus seiner Seele, und wenn sie es vermöchte, sie würde ihm seinen Kummer nehmen.

Ganz leise neigt er sich zu ihr herab und haucht einen Kuß auf ihre welke Hand, eine Liebkosung, die er nur der Ahne zuteil werden läßt.

„Fritz," spricht die Greisin, und ihre Stimme ist wieder nur ein Hauch, „geh nicht von mir, mein Sohn! Der Zorn des Vaters wird sich legen. Bleib mir nur hier!"

Auf der Schwelle der Hinterstube steht der Rabelhofer und vernimmt das leise Wort. Rasch tritt er näher.

„Halt ihr still, Bub. Sie hält dich für ihren Sohn."

Da öffnet die Sterbende die Augen und richtet sich empor.

„Das ist der Rabelsohn!" spricht sie laut und deutlich, so daß es auch die Tochter hört, die hastig eintritt. „Der Rabelsohn! Sein muß das Erbteil sein. Gott segnet ihn durch mich."

Sie breitet die Hände segnend aus und sinkt entseelt zurück in die Arme der Annemarie.

(Fortsetzung folgt.)

Der „Unbekannte."

Karin ist nie zu Hause. Den ganzen Tag ist sie beschäftigt; Tennis, Schwimmen, Preistanzen, Autofahren, Schneiderin, Theater, Film betzen in wilder Folge. Neulich saß Karin beim Tee. Im Hotel. Da fiel ihr jemand auf.

„Wer ist der Herr dort? Den muß ich doch kennen?"

Die Freundin flüsterte: „Natürlich mußt du ihn kennen. Das ist doch dein Mann."

Nebelübung

Militärhumoreske von Alfred Dicke-Erfurt.

September 1915. Feldmarschmäßig steht die erste Ersatzkompanie auf dem Kasernenhof; selbstverständlich in aller Frühe. Dichter, milchweißer Nebel. Zweihundertfünfzig Krieger warten geduldig auf den Herrn Hauptmann. Endlich taucht aus den dichten Schwaden heraus hart vor der Front ein fetter Schimmel auf.

„Stillgestanden! Die Augen links!"

Der Feldwebel meldet.

„Danke sehr, Dickhaus", sagt der Hauptmann, leutselig, „hatten mich wohl zuerst gar nicht gesehen? Hä?"

„Nein, Herr Hauptmann."

„Ich Sie auch nicht. Merkwürdig, in der Tat sehr merkwürdig. . . Morjen, Erste Kompanie!"

Schlagfertig brüllen zweihundertfünfzig Krieger: „Guten Morgen, Herr Hauptmann!"

„Augen — gerade aus! Rührt Euch! Mal alles herhören! Und wen ich beim Döfen erwische, der kann sich heilig gratulieren. Heute hab' ich ganz was Besonderes vor!"

Ojemine, denken zweihundertfünfzig Krieger ahnungsvoll.

„Manche unter Euch," fährt der Herr Hauptmann fort, „waren bereits im Felde, die meisten aber nicht. Und diese Kerle sollen heute was erleben, wovon sie noch keinen Dunst haben, nämlich — eine Nebelübung. Der Himmel selbst hat Einsehen gehabt und uns eigens diesen prächtigen Nebel geschenkt. Das Weitere wird sich finden." —

Während sich die Kompanie über Berg und Tal dem Uebungsplatz nähert, fällt der Nebel. Es wird klar und klarer. Der Hauptmann wirft verzweifelte Blicke gen Himmel, die Leute grinsen. Kurze Rast. Sorgenbeschwert wandelt der Herr Hauptmann auf und nieder. Plötzlich durchblitzt ihn der rettende Gedanke. „Leute", ruft er mit schallender Stimme, „unser wundervoller Nebel ist leider zum Teufel. Schadet nichts. Wir nehmen einfach an, er wäre noch da. Von jetzt an sieht mir keiner weiter als zwei Schritte. — Verstanden?"

„Jawohl, Herr Hauptmann."

„Die Zugführer!"

Drei Vizefeldwebel schreiben heran. Der Hauptmann gibt die Kriegslage bekannt. Ein böser Feind hat die schnöde Absicht, sich über den Uebungsplatz im Schutze des Nebels in die Stadt zu schleichen. Zum Glück ist die Sache irgendwie ruchbar geworden. Schleunigst hat man deshalb die Züge zwei und drei der ersten Ersatzkompanie aufgeboten. Der erste Zug hingegen soll die Vorhut des heimtückischen Gegners verkörpern. Warnend hebt der Hauptmann den Zeigefinger: „Und — prägen Sie sich noch einmal ein: Wir haben Nebel, allerdicksten Nebel. . ."

Grenadier Eichelroth rekelt sich faul im Grase, döst, gähnt. Sein Spezi Krause pürscht sich näher. Ein kühner Griff: Die Zigarette hat ihren Besitzer gewechselt. Wütend will der Beraubte die Verfolgung aufnehmen. Aber Krause bleibt drei Schritte entfernt breit grinsend stehen: „Mir darfste nich' sehen, Mensch. Is' ja Nebel. . ."

„Erster Zug an die Gewehre! Mütze aufsetzen!"

„Wegen großer Hitze erscheint der Feind in Mütze", brummt Krause und baumelt den Lederhelm vermittels des Sturmriemens am Koppel auf. Vizefeldwebel der Reserve Jürgens, im bürgerlichen Gewande Referendar an der Regierung, rückt mit den Seinen ab.

Mit den Zurückbleibenden exerziert der Hauptmann nach Strich und Faden. So etwas stärkt und lockert die Glieder. Dann geht's gegen den bösen Feind. Vizefeldwebel Kußmann bekommt den Befehl, über die beide Züge. Der Herr Hauptmann schwebt über dem Ganzen.

Das Unheil nimmt seinen Lauf. Kußmann führt seine Streitmacht umständlich in eine Senke, schickt Patrouillen aus. Geduckt schleichen die Späher feindwärts, jede Deckung benutzend.

„Halt!" schreit der Hauptmann herangaloppierend. „Halt! In drei Teufelsnamen hat! Was wollen Sie in dem Loch, Kußmann?"

„Deckung gegen Sicht, Herr Hauptmann."

„Zum Donnerwetter, sind Sie verrückt? Wir haben doch Nebel. Kein Mensch kann Sie sehen. Patrouillen zurück! Belehren Sie die Leute! Aber dalli!" —

Die Patrouillen wandern zum zweitenmal los. Diesmal hoch aufgerichtet, schwatzend und polternd. Sofort sprengt der Hauptling zornschnaubend hinterher. „Wollt Ihr wohl leise sein, Ihr Holzklötze! Man kann Euch ja meilenweit hören." Der arme Hauptmann hat schweren Aerger.

Auf der andren Seite des Uebungsplatzes, am Waldrand, hat sich der Feind eingenistet. Hier leistet Grenadier Krause wertvolle Aufklärungsarbeit. Eben bummelt er mit zwei Mann an einem einsamen Gehöft vorbei. Ein dralles Mädel liegt im Fenster.

„He, Fritz!"

„Ick kann Dir da oben nich' sehen, Line, von wegen den Nebel. Mußt schon bei mich kommen. . ."

Line lacht und kommt. Man schäkert im Hof.

„Fritze", ruft Grenadier Eichelroth über den Zaun, „feindliche Patrouille in Sicht. Ick globe, Meier von'n zweiten Zug, der mit die krumme Beene."

„Hat nicht zu sagen, bei uns is Nebel," winkt Krause großartig ab und bleibt bei Line.

Beobachtend reitet der Hauptmann über das Blachfeld. Da gewahrt er die Patrouille des Getreten Meier. „Meldung, Meier?"

„Jawohl, Herr Hauptmann. Der Feind steht am Waldrand."

„Woher weißt Du das, mein Sohn?"

„Man kann ihn deutlich sehen. . ."

Der Hauptmann ringt nach Luft. „Meier, Sie . . . . . Sie Zentralidiot! Sofort bestellen Sie Feldwebel Kußmann: Wer jetzt noch einmal weiter sieht als zwei Schritt, der fliegt ohne Gnade in den Kasten."

Meier zuckelt los. Plötzlich tauchen zwei Reiter auf. Major Friedrich mit Tochter. Der Major winkt. Meier kehrt sich an nichts. Aergerlich gibt der Major seinem Rappen die Sporen. „Können Sie nicht sehen?"

„Nicht mehr als zwei Schritte, Herr Major!"

„Sind Sie kurzsichtig?"

„Nein, Herr Major."

„Welche Kompanie?"

„Erste Ersatzkompanie."

„So," sagt der Major wütend, „jetzt werde ich Ihren Hauptmann fragen, wer so ein Riesenroß zum Getreiten gemacht hat. Scheren Sie sich fort!"

Der Major reitet suchend umher. Sein Töchterlein aber lenkt ihren Fuchs an den Waldrand. Vizefeldwebel der Reserve Jürgens augt Behende gleitet Alie vom Pferd. „Kannst Du mich nicht sehen, Hans?" fragt sie leise.

„Eigentlich nicht, Liebling. Wir haben Nebel."

„Ihr seid wohl . . . . Hans. Du rückst bald wieder ins Feld. Willst Du nicht vorher mit Vater sprechen?"

„Ich trau' mich nicht. Wenn ich erst die Achselstücke habe. . ."

„Unsinn, er erlaubt alles, er ist so gut. . ."

Notdürftig geschützt durch eine dicke Eiche küssen sie sich.

„Zum Donnerwetter!" ruft plötzlich eine zornige Stimme. „Was ist denn das?"

„Mein Hans, Vater", erklärt Fräulein Alie mit schöner Selbstverständlichkeit.

„Jürgens," grollt der Major, „das hätte ich nie von Ihnen erwartet. Sie küssen meine Tochter, hier in aller Oeffentlichkeit. Wenn sich nun einer der Leute umdreht. . ."

„Verzeihung, Herr Major, sehen darf uns keiner. Die Annahme lautet: Nebel, ganz dichter Nebel."

Der Major verbeißt sich das Lachen. „Sie sind ein Frechdachs, Jürgens. Kommen Sie mal heute nachmittag um fünf zu mir!"

Abends: Verlobung. Zufrieden meint der Bräutigam: „Eigentlich war sie doch glänzend. . ."

„. . . unsere schöne Nebelübung", ergänzt die glückstrahlende Braut.

Gelegenheit zum Heiraten.

Wir sind in der Lage, Ihnen zu helfen, sich glücklich zu verheiraten, und werden Ihnen mit Vergnügen Näheres mitteilen. Senden Sie frankierten Briefumschlag an:

Globus Matrimony Agency,
382 Bathhurst Street,
Toronto, Ontario, Canada.

Ein altes Anti-Krebs-Mittel von Deutschland.

Ein ausgezeichnetes Mittel gegen unreines Blut und die Begleiterscheinungen dieses Leidens: Magen-, Darm- und Hautgeschwüre, Appetitlosigkeit, Gallensteine, Flechten, Hämorrhoiden, Fisteln, Polypen hat es sehr gut geholfen. Sein Hauptwert aber besteht darin, daß es bisher das einzige Mittel ist, die mit Recht so gefürchtete Krebskrankheit selbst in schon weit vorgeschrittenem Stadium, auch nach Operation, wenn solche bereits gemacht, heilt. Eine viermonatige Behandlung kostet nur $5.00. Wendet Euch an **Gerhard Buhler, Herbert, Sask.,** wegen dieses ausgezeichneten Mittels. Es ist bei ihm zu haben.